



Aus Freude am Lesen

In der Hamburger Universitätspsychiatrie wird eine Patientin erhängt aufgefunden. Die zuständige Psychotherapeutin Tessa Ravens kann nicht glauben, dass es sich um Selbstmord handelt. Als eine weitere Patientin brutal ermordet wird, scheint sich ihre Befürchtung zu bestätigen. Und auch Kriminalhauptkommissar Torben Koster merkt schnell, dass er hier mit gewöhnlichen Ermittlungsmethoden nicht weit kommt. An Verdächtigen mangelt es nicht, doch welchen Aussagen kann man wirklich trauen und was davon ist paranoide Wahnvorstellung? Er ist auf Tessas Unterstützung angewiesen, doch die Suche nach dem Mörder wird für beide zur Zerreißprobe ...



© Michael Holz

ANGÉLIQUE MUNDT wurde 1966 in Hamburg geboren. Nach ihrem Studium der Psychologie arbeitete sie lange in der Psychiatrie, bevor sie sich 2005 als Psychotherapeutin mit einer eigenen Praxis selbstständig machte. Sie arbeitet ehrenamtlich im Kriseninterventions-team des Deutschen Roten Kreuz, das Menschen bei traumatisierenden Ereignissen »Erste Hilfe für die Seele« leistet. Über diese Aufgabe sagt sie: »An der Situation kann ich nichts ändern. Aber ich kann den Menschen helfen sie zu überstehen.«

Nacht ohne Angst ist ihr erster Roman und Start einer Serie um die Psychotherapeutin Tessa Ravens und Hauptkommissar Torben Koster. Angélique Mundt lebt in Hamburg.

Angélique Mundt

Nacht ohne Angst

Kriminalroman

btb



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Lux Cream liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Originalausgabe Juli 2013

btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © 2012 by Angélique Mundt

Umschlaggestaltung: © semper smile, München,

© Shutterstock/Andrey Kuzmin

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

MI · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74626-2

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Besuchen Sie unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de

Für meine Mutter

ERSTER TAG

Eine Nacht ohne Angst wäre schön, dachte Mathilde. Alles schien ruhig. Nur ein Neonlicht am Ende des Flurs flackerte. Sie schlürfte bereits ihren dritten Becher Kaffee, um gegen die Müdigkeit anzukämpfen. Im Dienstzimmer der Station brannte eine von Weihnachten übrig gebliebene Lichterkette. Der Blick durch das große Fenster in die Finsternis war unverstellt. Regen prasselte gegen das Glas und lieferte leise Zwischentöne zu Debussys Klaviermusik von Klassik-Radio.

Ihr Gespräch mit Kiana Chavari, dem schwer traumatisierten Mädchen aus Afghanistan, hatte sie bereits in der Patientenakte dokumentiert. Die Medikamente für den kommenden Morgen waren auf einem Tablett bereitgestellt. Jetzt eine Runde durch die Zimmer, und sie konnte sich ein Nickerchen gestatten. Es herrschte nächtliche, einsame Stille.

Im Gegensatz zu den meisten Kollegen mochte Mathilde die langen Nachtdienste. Meistens konnte sie in Ruhe mit dem einen oder anderen Patienten eine Tasse Tee trinken, zuhören, trösten, einfach Zeit haben. Da machte sie ihr eigenes Ding. Tagsüber standen alle unter Strom, hetzten von Termin zu Termin und machten sich gegenseitig das Leben schwer. Ihr 60. Geburtstag stand vor der Tür und sie hatte sich vorgenommen, sich höchstens noch von ihren Enkeln aus der Ruhe bringen zu lassen.

Aus den Augenwinkeln nahm sie eine Bewegung auf dem Flur wahr. Sie erkannte Kurt Mager. Er huschte mit einem Arm voller Handtücher über den Gang. Er kam aus der

Dusche. Komisch, sie hatte das Wasser gar nicht rauschen hören.

Jede Nacht das gleiche Spiel. Mager wusch sich stundenlang. Tagsüber schrubbte er sich rund zweihundert Mal die Hände. Und nachts benutzte er das Bad auf dem Flur, um seinen Bettnachbarn nicht zu stören. Er hatte es geschafft, sich an ihr vorbeizuschleichen.

Sie schaute auf die Uhr. Zeit für ihren Rundgang. Sie raffte sich auf und stellte ihren Becher in die Spüle. Mager tat ihr leid. Er versuchte, sich den Ekel von seinem Körper zu waschen. Er hatte die Kurve nicht gekriegt. Seit er mit seinen 52 Jahren gefeuert worden war, onanierte er in Sex-Kinos, hatte einen extremen Waschzwang entwickelt und musste sich seiner verkorksten Ehe stellen. Die arme Wurst, dachte sie und zog die Tür des Dienstzimmers hinter sich zu. Sie hielt sich rechts den Gang entlang, zuerst die hinteren Zimmer. Vorsichtig öffnete sie die Tür zu Zimmer 206 und hörte die beiden jungen Frauen, Kiana und ihre Bett Nachbarin Katharina Waag, leise schnarchen. Ein Nachtlicht brannte. In den nächsten Zimmern war ebenfalls alles ruhig. In Zimmer 204 schlief Eva Kernt, die gerade einen amüsanten Liebeswahn auf den jungen Assistenzarzt der Station entwickelt hatte. Mathilde musste unwillkürlich grinsen. Doktor Meißner hingegen konnte über die glühenden Liebesbriefe nicht mehr lachen.

Nun das Zimmer des charmanten David Brömme und Kurt Mager. Sollte sie reinschauen? Mager war sicher wach, und dann müsste sie ihn zurechtweisen. Und was sollte das bringen? Lieber gleich zum Zimmer von Isabell Drost und Gabriele Henke. Dank des neuen Studienmedikaments schliefen sie in letzter Zeit ruhig die Nächte durch.

Sie öffnete die Tür und sah Gabriele Henke im schwachen

Licht, das vom Flur her schien, mit angezogenen Beinen auf dem Boden kauern. Barfuß. Die Fäuste an den Mund gepresst.

»Was ist denn hier los?«

Ein unverständliches Schluchzen kam von der Patientin. Mathilde hockte sich neben sie und berührte sie sanft an der Schulter. Gabriele Henke starrte auf den Boden. Ein zitterndes Häufchen Elend.

»Sie ... aufgewacht«, stammelte sie.

So verstört hatte Mathilde die Frau noch nie erlebt. Sie trug nur ein dünnes Nachthemd, und das Fenster stand offen. Kein Wunder, dass sie zitterte. Ihre knallrot lackierten Fußnägel bildeten einen irritierenden Farbkontrast zum hellgrauen Lino-leumboden. Mathilde richtete sich mühsam auf. Ihr lädiertes Knie knirschte. Die Patientin hob langsam eine Hand vom Mund und deutete mit einem Finger vage auf die Badezimmertür.

»Was macht Ihnen Angst? Da ist nichts.«

Zum Beweis machte Mathilde zwei Schritte auf die Badezimmertür zu und drückte den Lichtschalter.

Die Kacheln an den Wänden waren vergilbt. Das solide Bauwerk der 20er Jahre. In der vorderen Ecke tropfte einer der beiden alten Wasserhähne in das große Waschbecken. Ein Handtuch lag nachlässig halb im Becken. Darüber ein großer Spiegel. Nahezu blind. Etwas höher die alten Rohre der Wasserleitungen. Sie führten an der Wand entlang in die hintere Ecke zur Dusche.

»Mein Gott...« Sie schreckte zurück und wäre fast über Gabriele Henke gefallen. Ihr Gehirn versuchte zu verarbeiten, was ihre Augen bereits sahen. An dem Duschkopf, der aus der Wand ragte, hing Isabell Drost an einem Seidenschal und starrte sie mit weit aufgerissenen Augen an. Der Schal

hatte sich tief in den Hals geschnitten und der Kopf hing unnatürlich zur Seite geknickt. Die Zungenspitze quoll aus dem Mund. Im grellen Licht schimmerte das Nachthemd der Patientin makellos weiß. Die Haut an den Füßen hatte bläuliche Flecken. Auf der Badematte lagen Handtücher, Shampooflaschen und Make-up. Hier müsste mal jemand aufräumen, schoss es Mathilde durch den Kopf. Sie nestelte nach ihrem Pieper am Hosenbund und musste mehrmals blinzeln, bevor sie die Tasten erkennen konnte. Sie drückte 66-2, den Code für Lebensgefahr und die Stationsnummer. Tessa Ravens war heute Nacht die diensthabende Ärztin. Sie würde keine Zeit verlieren.

Dennoch durfte sie nicht auf sie warten. Sie riss sich zusammen. Entschlossen schlang Mathilde ihre Arme um den leblosen Körper. Er fühlte sich kühl an. Schläff. Die dünnen Schenkel an sich gepresst, versuchte sie Isabell Drost anzuheben. Der Seidenschal! Wie sollte sie ihn lösen?

Sie schwankte unter dem Gewicht. »Helfen Sie mir«, stöhnte sie, das Gesicht im Nachthemd der Patientin verborgen. Hinter ihr rührte sich nichts. Mathilde drehte mühsam den Kopf und schrie: »Kommen Sie endlich.«

»Sie ist tot, oder?«

»Ich kann sie nicht mehr lange halten.« Mathilde keuchte vor Anstrengung. »Los, jetzt!«, schrie sie verzweifelt.

Endlich machte Gabriele Henke Anstalten, sich an der Wand hochzuschieben.

»Wir müssen sie hier runterholen.« Mathildes Arme erlahmten.

*

Tessa schreckte aus dem Schlaf, als der Pieper losging. Sie tastete auf dem Nachtschränkchen danach und hätte beinahe die

Lampe umgerissen. Der Code für Lebensgefahr blinkte. Sie war sofort hellwach. Zur Sicherheit schaute sie noch mal auf das Display. Lebensgefahr? Sie griff nach ihrer Hose. Kämpfte mit der Gürtelschnalle. Wo waren die Schuhe? Schnell reinschlüpfen. Mit Kittel und Schlüssel in der Hand stürzte sie aus dem Zimmer und hastete den Flur hinunter. Im Laufen ging sie gedanklich die ersten Notfallmaßnahmen durch. Kreislauf stabilisieren. Blutungen stoppen. Vielleicht ein epileptischer Anfall? Station 2, ihre Station. Mathilde hatte Dienst – sie war doch ein alter Hase. Herzstillstand? Asthmaanfall? War der Notfallkoffer schon vor Ort, oder musste sie ihn aus dem Versorgungsraum holen? Sie nahm die Treppe. Wenn der alte Fahrstuhl stecken bliebe – eine Katastrophe. Sie tastete in der Kitteltasche nach ihrem kleinen Ratgeber für Notfallmedizin. Er war da. Sie riss die Tür zur Station 2 auf, blieb stehen und versuchte ruhiger zu atmen. Keine Panik. Die Station lag still und friedlich da. Eine der Zimmertüren stand offen. Da musste es sein. Tessa machte sich auf einen blutigen Anblick gefasst. Wie bei dem Pulsaderschnitt im letzten Jahr. Der Patient war verblutet, bevor sie ihn gefunden hatten.

Als sie in das Zimmer kam, hörte sie Mathilde im Badezimmer stöhnen. Die Nachtschwester kniete neben einem leblosen Körper im Nachthemd und beatmete ihn.

»Was ist passiert?«

Mathilde hob den Kopf. »Suizidversuch. Sie hing in der Dusche.«

»Ich übernehme. Verständige das Reanimationsteam. Cito.« Erstmals, seit sie in der Klinik arbeitete, gab Tessa Cito, den Code für Lebensgefahr, an die Anästhesisten aus. Hoffentlich war es nicht zu spät.

Sie drängelte sich an Mathilde vorbei, trat eine Shampooflasche zur Seite und kniete sich hin. Mit ausgestreckten Ar-

men versuchte sie, Leben in den reglosen Körper zu pumpen. 18 ... 19 ... 20 ... zehn noch. Jetzt Luft in die Nase. Sie tastete am Hals der jungen Frau. Kein Lebenszeichen. Sie machte weiter. Den Sauerstoffweg zum Gehirn aufrechterhalten. Pumpen um jeden Preis. Nicht nachdenken. Weitermachen.

Sie wusste nicht, wie viel Zeit vergangen war, als sie spürte, wie jemand in das kleine Badezimmer kam. Der Anästhesist. Gott sei Dank. Das schnelle, kräftige Drücken auf den Brustkorb kostete Kraft.

»Adrenalin, schnell ... sie reagiert nicht«, presste Tessa unter Anstrengung hervor.

Der Anästhesist suchte nach dem Puls der Frau und leuchtete in die Augen. Tessa pumpte. »Suizidversuch. Strangulation. Wiederbelebungsmaßnahmen seit ... ewig ... kein Karotispuls, keine Reflexe«, keuchte sie.

»Wir können nichts mehr für die Frau tun. Sie ist tot.« Er drückte ihr kurz die Schulter. »Schauen Sie, es bilden sich bereits Leichenflecken. Es ist zu spät.«

Der zweite Anästhesist hatte nicht einmal den Notfallkoffer abgestellt. Tessa ließ die Arme sinken. Sie schaute in das fleckige Gesicht des toten Mädchens. Die Wimperntusche verwischt, die Augen erloschen. Sie musste geweint haben. Eine Haarlocke hing ihr in die Stirn. Tessa hob eine Hand und strich dem Mädchen das dunkle Haar zurück. Langes, seidiges Haar.

»Armes Mädchen«, murmelte sie.

»Sie klang heute Abend so munter. Sie schläft gut, seitdem sie auf Duoxepin eingestellt ist«, flüsterte Mathilde von der Tür her.

Langsam stand Tessa auf, wischte sich über ihre verschwitzte Stirn. Ihre Knie schmerzten. Ein letzter Blick auf das reglose Mädchen.

»Ich muss den Oberarzt und die Polizei verständigen.«
Tessa wandte sich an die Anästhesisten. »Vielen Dank für die Hilfe, Kollegen.«

»Es tut uns sehr leid. Ich lasse Ihnen eine Kopie des Einsatzberichts zukommen. Alles Gute, trotzdem.« Der eine nickte ihr kurz zu, dann verschwanden beide so lautlos, wie sie gekommen waren.

»Mathilde, kann ich dich allein lassen? Lass bitte alles so, wie es ist.«

Als sie sich zum Gehen wandte, fiel ihr Blick auf die wimmernde Gestalt, die vergessen auf einem der Betten kauerte.

»Ich kümmere mich um Frau Henke. Geh nur«, sagte Mathilde.

*

Das Summen des Handys weckte Kriminalhauptkommissar Torben Koster. Die Betthälfte neben ihm war kühl und leer. Seine Frau Jasmin war wieder vor ihm aufgestanden. Er vermisste sie. Ihr Gesicht, ihren warmen Körper, ihren Duft. Das Telefon war verstummt. Sein Kollege Liebetrau hatte ihm eine Nachricht hinterlassen. Ein Todesfall in der Psychiatrie der Hamburger Universitätsklinik. Koster quälte sich aus dem Bett. Im Bad beim Blick in den Spiegel guckte ihn ein müder, zerknitterter Fremder an. Kein Wunder, dass Jasmin vor dieser Visage floh. Er nahm sich vor, mehr Zeit mit ihr zu verbringen. Das hatte sie sich früher immer gewünscht. Doch früher war lange her. Inzwischen stand sie bloß noch früher auf.

Der lauwarmer Schnellkaffee, zwei Löffel Instantpulver in die Tasse, Tasse unter den Warmwasserhahn, schmeckte so, wie er sich fühlte. Er war hungrig, aber zu müde, um etwas zu essen. Er versuchte sich auszumalen, was ihn erwartete. Psy-

chirurgie. Der Gang zum Seelenklemmer war ihm bislang erspart geblieben. Aber was hieß das schon? Er warf sich den Mantel über und machte sich auf den Weg.

Obwohl es nicht einmal Frühstückszeit war, wuselten im Gang der Station 2 haufenweise Menschen. Ein buntes Gemisch aus verschlafenen Patienten, tuschelndem Personal, Polizisten in Uniform und den Kollegen der Spurensicherung in ihren weißen Overalls.

Koster schaute sich in Ruhe um. Er mochte keine Krankenhäuser. Sie rochen komisch, dachte er, während er den Gang hinunter auf eine Tür zuging, hinter der das Zentrum der Aktivität zu liegen schien. Dieser Geruch nach Desinfektionsmitteln und Krankheit. Er versuchte durch den Mund zu atmen, hielt das jedoch nur wenige Atemzüge durch. Dann entdeckte er seinen Kollegen Michael Liebetau – von ihm »Liebchen« getauft, was auf dem Kommissariat immer wieder für Lacher sorgte. Denn mit seinen stattlichen hundertzehn Kilo und einem Meter vierundneunzig war Liebetau einen halben Kopf größer und rund zwanzig Kilo schwerer als er selbst. Er schluckte ständig kleine runde Kügelchen, angeblich gegen sein Magengeschwür. Koster schmunzelte innerlich. Liebetau sah aus wie ein ungehobelter Klotz, und oft benahm er sich auch genau so. Doch Koster kannte ihn anders. Liebchen war weit feinfühlicher, als er aussah.

Mit einem »Guten Morgen« schreckte Koster den Kollegen auf. »Und ...?«

Liebetau grunzte und schob sich einige Globuli in den Mund. Dann referierte er aus seinen Notizen.

»Isabell Drost, sechsundzwanzig Jahre, stationär behandelt seit sechs Wochen wegen Depression und Politoxikomanie. Die diensthabende Ärztin hat die Polizei gerufen und

angedeutet, dass sie sich nicht sicher sei, ob es Selbstmord war, da das Zimmer durchwühlt aussah. Es gibt keinen Abschiedsbrief. Die Kollegen von der Schutzpolizei waren ebenfalls unsicher. Alle sind unsicher. Wir sollen es mal wieder richten. Die Leiche ist auf dem Weg ins Rechtsmedizinische Institut«, nörgelte er.

»Pokito... was?« Koster runzelte die Stirn.

»Politoxikomanie hat jemand, der wahllos verschiedene Drogen einnimmt«, hörte er eine Stimme hinter sich. Koster drehte sich um und blickte direkt in die warmen braunen Augen einer ungewöhnlich hübschen Frau. Ihre Haut schien gebräunt, mediterraner Typ, mutmaßte er. Kein Make-up, dafür ein zerknittertes T-Shirt und weiße Jeans. Ihr langes schwarzes Haar schimmerte trotz des grellen Neonlichts seidig.

»Tessa Ravens. Ich bin die diensthabende Ärztin der letzten Nacht – ich arbeite auf dieser Station.«

Koster nahm die Hand, die sie ihm entgegenhielt. Ihr Händedruck war warm und fest. »Haben Sie die Tote gefunden?«, fragte er.

Sie schüttelte den Kopf. »Mathilde, unsere Nachtschwester. Sie wartet im Dienstzimmer. Sie ist völlig fertig.« Sie sprach schnell und konzentriert, sah ihn dabei ruhig an. »Wir sind völlig fertig.«

Er wandte sich brüsk ab. »Warten Sie im Dienstzimmer.«

Sie drehte sich wortlos um und ging.

»Was sollte das denn? Die Braut ist doch ganz griffig.« Liebetrau grinste anzüglich.

Koster verstand selbst nicht, was ihn an ihr so irritierte.

»Wie geht es deiner Frau und den Kindern, Liebchen?«

Liebchen rollte die Augen. »Ich sage dir, ich kann nur hoffen, dass die Mädels später nicht alle studieren wollen, sonst gehe ich pleite ...«

Er verzog den Mund und wurde wieder sachlich: »Es ist, wie sie sagte. Die Nachtschwester hat die Frau gefunden. Sie hing noch. Die Süße von eben hat dann versucht, sie wiederzubeleben. War nichts mehr zu machen.«

Koster nickte und konzentrierte sich wieder auf die Umgebung. Ein langer trister Flur. Und dieser undefinierbare Geruch. Desinfektionsmittel und ... Angst? Wahnsinn? Er bekam eine Gänsehaut. Das Dienstzimmer lag strategisch geschickt genau in der Mitte der Station. Von hier konnte man sowohl rechts als auch links den Flur einsehen.

Als sie eintraten, verstummten die Gespräche. Die Ärztin stand mitten im Raum und sprach mit einem Mann im weißen Arztkittel. Koster schätzte ihn auf Mitte vierzig. Er hatte bereits einen deutlichen Bauchansatz und schütteres Haar. Und er steuerte zielstrebig auf Koster zu, als er ihn bemerkte.

»Ich bin der Oberarzt der Station. Magnus Neumann. Doktor Ravens hat mich gleich angerufen.« Er streckte Koster die eine Hand hin und zeigte mit der anderen auf die Ärztin. Dabei trat er so nahe, dass Koster unwillkürlich einen Schritt zurückwich. Er hasste es, wenn Menschen ihm zu dicht auf die Pelle rückten.

»Wir untersuchen den Tod von Frau Drost. Dazu müssen wir mit ihrer Bettnachbarin und der Nachtschwester sprechen. Gibt es einen Raum, wo wir ungestört sind?«

»Na, das muss ja vielleicht nicht sein. Wir wollen doch unsere Patienten nicht verunsichern, nicht wahr?«, sagte Neumann.

»Sie können auf keinen Fall mit Frau Henke sprechen. Sie ist völlig aufgelöst.« Die Ärztin mischte sich ein. »Wir haben ihr ein Beruhigungsmedikament gegeben.«

»Na, dann können Sie ja auf sie aufpassen. Ich mache es kurz. Gehen wir«, sagte Koster und zeigte mit einer abrupten

Geste auf die Tür. Er war jetzt wirklich sauer. Was bildeten die sich hier eigentlich ein? Das war ein Tatort, kein Schmusekurs. Er sah noch, wie sie eine Augenbraue hochzog. Dann wandte sie sich aber an einen jungen Pfleger und bat ihn, die Patientin Gabriele Henke in ihr Büro zu bringen. Wortlos verließ sie das Dienstzimmer. Koster fing Liebchens fragenden Blick auf, zuckte mit den Schultern, und sie machten sich auf den Weg, ihr zu folgen.

Ihr Büro lag am Ende der Station. Der Raum war klein, aber Koster empfand ihn als hell und freundlich. Über die gesamte rechte Wand erstreckte sich ein Bücherregal. Gegenüber der Tür stand ein großer Schreibtisch aus Buchenholz vor dem Fenster. Auf dem Fenstersims bemerkte er eine Sammlung von Muschelschalen, Donnerkeilen und auch ein paar schwarz-weißen Feuersteinen. Eine Sitzecke mit drei braunen Ledersesseln und einem kleinen Tisch vervollständigte das Mobiliar. Auf dem Tisch standen Blumen und eine Kleenexbox. Klar, hier wird viel geweint, dachte Koster. Sie musste das Zimmer mit ihren eigenen Möbeln eingerichtet haben. So sahen doch keine Krankenhausbüros aus, oder? Liebchen ließ sich schnaufend in einen Sessel plumpsen und plauderte derweil mit der Ärztin. Koster ging zum Regal. Er staunte über die vielen Bücher. Entweder wollte sie ihre Besucher einschüchtern oder sie las viel und gerne. Vermutlich beides. Arno Grün »Der Wahnsinn der Normalität« – Hans-Jürgen Möller »Psychiatrie und Psychotherapie« – Lasogga »Notfallpsychologie« – Sabina Spielrein »Eine fast grausame Liebe zur Wissenschaft«. Er kannte keines. Gebildet ist, wer weiß, wo er nachsehen kann, wenn er etwas nicht weiß. So oder so ähnlich hatte es ein Philosoph gesagt. Welcher, fiel ihm gerade nicht ein. Er musste unwillkürlich grinsen. Vielleicht versteckte sie sich auch hinter ihrem Wissen? Dann entdeckte

er ganz unten im Regal noch eine ganze Reihe Krimis. Das fand er nun wiederum sympathisch. Er konnte keine privaten Bilder oder Fotos entdecken. Interessant, dachte er, sie will wohl nichts Privates preisgeben.

Die aufgehende Tür lenkte ihn von seiner Inspektion ab. Eine kleine blonde Frau mit blasser Haut und Sommersprossen betrat zögernd das Zimmer. Koster schätzte sie auf Ende vierzig. Er stellte sich und Liebetrau vor, räusperte sich und kam sofort zur Sache.

»Frau Henke, bitte nehmen Sie Platz. Ich habe ein paar Fragen an Sie. Können Sie mir sagen, was heute Nacht passiert ist?«

»Ich wollte doch nur auf die Toilette«, flüsterte sie und strich sich fahrig mit der Hand über den Mund.

»Ist Ihnen an Frau Drost irgendetwas Ungewöhnliches aufgefallen?«

»Ich habe meine Medikamente früh abgeholt, weil ich müde war. Mit dem Studienmedikament schlafe ich endlich. Isabell hat in ihrem Tagebuch geschrieben. Das tut sie jeden Abend.« Sie begann zu weinen. »Das *tat* sie jeden Abend.«

Konnte die Frau auch mal auf seine Fragen antworten? Koster versuchte es weiter. »Wir konnten das Tagebuch nicht finden. Haben Sie es?«

»Isabell nahm ihre Medikamente immer spät und manchmal auch gar nicht ein. Sie hasste die Studie. Ich bin dann irgendwann aufgewacht, weil ich auf die Toilette musste...« Ihre Stimme brach und sie griff schluchzend nach den Taschentüchern auf dem Tisch.

»Können Sie es nicht für jetzt gut sein lassen?« Die Ärztin, die bislang ruhig gegen ihren Schreibtisch gelehnt zugesehen hatte, warf ihm einen strengen Blick zu. Sollte sie doch. Noch war er nicht fertig mit der Befragung.

»Eine Frage noch: Hat Frau Drost angedeutet, dass sie sich das Leben nehmen wollte?«

Die Antwort war kaum zu verstehen. »Wir haben es uns hin und wieder ausgemalt, wie es sein würde, aber wir wollten nicht wirklich. Ich weiß, dass sie leben wollte.«

»Können Sie uns erklären, warum das Zimmer durchwühlt ist?«

Gabriele Henke versteifte sich. »Wo ist denn das Tagebuch? Ich habe keine Ahnung, vielleicht ...«

»Hatte Isabell vielleicht mit einem anderen Patienten Streit?« Koster beobachtete genau, ob sie reagierte.

»Es reicht. Frau Henke ist nicht mehr in der Lage, Ihre Fragen zu beantworten. Kommen Sie, Frau Henke, gehen Sie auf Ihr Zimmer und versuchen Sie, etwas zu schlafen.«

Das Taschentuch immer noch fest umklammernd, erhob sich Gabriele Henke und verließ das Büro. Die Tür klappte hinter ihr zu. Koster ärgerte sich, dass die Ärztin das Ende des Gesprächs bestimmt hatte. »Hat hier keiner gemerkt, dass Frau Drost sich das Leben nehmen wollte?«

Sie warf ihm einen bösen Blick zu. »Wieso gehen Sie von Selbsttötung aus?«, fragte sie scharf. Dann fügte sie etwas versöhnlicher hinzu: »Glauben Sie mir, ich zermartere mir den Kopf, ob ich etwas übersehen habe. Ich habe bei Frau Drost keine akuten Anzeichen von Suizidalität bemerkt.« Sie stockte kurz und fuhr dann entschlossen fort: »Es ergibt für mich keinen Sinn. Warum war das Zimmer durchwühlt? Und dann Erhängen... Sie erhängt sich doch nicht in ihrem eigenen Zimmer. Sie hätte Frau Henke diesen Anblick erspart. Es ging ihr viel besser mit dem neuen Medikament. Sie wäre zu mir gekommen ...« Sie brach ab.

»Sie denken also an Mord?« Koster wollte, dass sie sich festlegte.

Sie straffte die Schultern und schaute ihn kurz an, bevor ihr Blick wieder ins Leere ging. »Ich weiß es nicht. Ich kann nicht glauben, dass Isabell Drost sich selbst das Leben genommen hat. Können wir bitte morgen weitersprechen?«

Koster nickte.

»Wenn die Spurensicherung fertig ist, klären wir, ob etwas aus dem Besitz der Patientin fehlt«, mischte Liebchen sich erstmals ein. »Das Tagebuch könnte uns helfen.«

»Was für Patienten behandeln Sie hier?«, fragte Koster.

»Wissen Sie, unsere Patienten sind nicht aggressiv oder gewalttätig.« Sie sprach mechanisch. »Wir sind eine gemischt psychiatrische offene Station. Psychosen und Neurosen. Zwänge, Ängste. Mit der neuen Studie allerdings liegt der Schwerpunkt auf der Behandlung depressiver Patienten.«

»Was ist das für eine Studie?« Eigentlich interessierte Koster das gar nicht so genau, aber von dieser Studie war jetzt schon öfter die Rede gewesen.

»Wir testen Duoxepin. Das ist ein neues Medikament, das Depressionen heilen soll. Vielleicht beendet es das Leiden von Millionen Menschen.« Als ob sie dieser Satz die verbleibende Energie gekostet hätte, fuhr sie fort: »Ich bin jetzt fast vierundzwanzig Stunden im Dienst. Ich kann nicht mehr ...«

Koster hatte Erbarmen. »Wenn Ihnen noch etwas einfällt ...« Er reichte ihr seine Visitenkarte. »Rufen Sie mich an.«

»Bekommt man hier irgendwo ein anständiges Frühstück und ordentlichen Kaffee?«, fragte Liebetrau, während er sich umständlich aus seinem Sessel erhob.

»Im nördlichen Teil des Klinikgeländes.« Die Ärztin zeigte in Richtung Fenster. »Das Ärztekasino müsste gerade öffnen.«

»Das sehen wir uns mal an, ich bin am Verhungern. Der Staatsanwalt muss bis nach dem ersten Kaffee warten. Mach

mich doch nicht verrückt«, murmelte Liebetrau im Hinausgehen. Sie gab ihm ein schmales Lächeln mit auf den Weg.

*

David Brömme saß meditierend auf seinem Bett in Zimmer 203. Seine langen Beine hatte er barfuß in den Lotossitz gequält. Durch seine blonden kurzen Haare, die vom Schlaf noch ganz verstrubbelt waren, blitzten Segelohren. Die Hände hatte er vor sich auf die Knie gelegt, während sein Blick ruhelos umherirrte. Was er sah, konnte aber auch jeden depressieren. Ihn erinnerte das Zimmer mit seinen zwei stählerne Krankenhausbetten und den grauen Nachtschränken auf grauem Linoleum an eine Gefängniszelle. Nicht, dass er schon einmal im Gefängnis gewesen wäre, aber so stellte er es sich vor. Der weiß-graue Einheitsbrei wurde an den Wänden von Claude Monet unterbrochen. Doch der eine Druck war im Rahmen verrutscht. Das störte ihn. Konnten sie die Bilder nicht wenigstens anständig aufhängen? Und warum immer Kandinsky oder Monet? Wie in schlechten Hotels. Die »Seinebrücke bei Argenteuil« hing ihm zum Hals raus. Der arme Monet.

Sein linker Fuß war eingeschlafen. Er registrierte es, bewegte sich aber nicht. Er wollte noch etwas länger aushalten und den kribbelnden Schmerz spüren. Und grübeln. Nicht nur über die vergilbten Bilder.

Isabell. Isabell war tot. Er war fast acht Wochen auf der Station und hatte einiges erlebt. Nun hatte Isabell sich erhängt. *Es tut mir leid, Herr Brömme... Wir können nichts mehr für Ihre Mutter tun... Das viele Blut und ihre Augen, ihre weit aufgerissenen Augen, in Angst erstarrt...*

Die Bilder bereiteten ihm Kopfschmerzen. Bereits jetzt kursierten auf der Station Gerüchte: Es soll Mord gewesen sein.

Das war natürlich Unsinn. Isabell hatte sich entschieden. Warum auch nicht? Sie hatte eine Menge Gründe, mit dem Leben abzuschließen. Sie war innerlich vor die Hunde gegangen. Er hatte in den letzten Wochen viel Zeit mit ihr verbracht. Keiner hatte ihre desolote Stimmung bemerkt. Im Leben keinen Blick wert, zollte man ihr im Tod endlich Aufmerksamkeit. Ihr Karma. Sie hatte ihm natürlich nichts von ihrem Entschluss gesagt. Das war in Ordnung. Er hätte sie nicht abgehalten, aber das konnte sie ja nicht wissen.

Ihn wunderte, dass sie es in ihrem Zimmer getan hatte. Diese Rücksichtslosigkeit passte gar nicht zu dem grauen Mäuschen. Die Buschtrommeln behaupteten, ein Fremder sei auf der Station gewesen und habe Isabells Geld und Tagebuch geklaut. Das machte ihn schon neugierig. Ob in dem Buch etwas über ihn stünde? Das Tagebuch hätte er gerne. Er wollte mit der Henke sprechen. Vielleicht wusste sie mehr. Er vermutete, dass sie bereits auf ihn wartete. Sie war gut gebaut, und es machte ihm nichts aus, dass sie über zwanzig Jahre älter und nicht gerade eine Stimmungskanone war. Im Gegenteil: Er mochte ihr trauriges Wesen, die verlorene Seele. Lief da was zwischen ihr und dem Oberarzt? Er glaubte, Blicke aufzufangen zu haben. Eine interessante Frage, der er unbedingt nachgehen wollte. Später.

Er rutschte zur Seite, um seinen Fuß zu entlasten. Sein Blick fiel auf das achtlos über die Stuhllehne geworfene Sweatshirt. Das Logo der Hamburger Universität war ausgewaschen. Dort war er schon über ein Jahr nicht mehr gewesen. Er hatte so einiges aufgegeben. Er vermisste nichts davon. Wenn er versuchte, sich an die schönen Zeiten an der Uni zu erinnern, fiel ihm nichts ein. Irgendwann würde er entscheiden müssen, wie es weitergehen sollte. Der Druck im Kopf nahm zu. Vorboten einer Migräne.

Die Nadelstiche im Fuß zwangen ihn, aufzustehen. Dann konnte er auch zur Henke gehen. Sie hatten ihr bestimmt ein neues Zimmer zugewiesen. Es war nur ein Zimmer frei. Dort würde er es versuchen.

Lautlos schlich er am Aufenthaltsraum vorbei, ohne auf die Gespräche der anderen Patienten zu achten. In der Mitte des Flurs lehnte Katharina Waag, eine junge Borderlinerin, an der Wand. Stocksteif und nur mit einem Nachthemd bekleidet, hielt sie ein Handtuch um den Arm gewickelt, den Blick ins Leere gerichtet. Vermutlich hatte sie sich geritzt und blutete. Ihre Beine sahen aus wie ein verkrustetes Schottenkaro. Er ignorierte sie.

Vor Zimmer 201 blieb er stehen und horchte durch die verschlossene Tür. Nichts. Lautlos öffnete er die Tür einen Spalt und sah den Pflegeschüler Philipp. Der Schwachkopf wühlte im Kleiderschrank. Die Baggy Pants schlotterten um seinen dünnen Körper. Brömme zog die Tür leise zu, nur um sie im nächsten Moment geräuschvoll wieder zu öffnen. Philipp stand jetzt mit dem Rücken zum Kleiderschrank und legte vielsagend den Zeigefinger an die Lippen.

»Schhhhhh, sie schläft.«

»Wie, sie pennt?« Er hatte seine Stimme erhoben. Es funktionierte, die Gestalt im Bett regte sich.

»Na toll, jetzt haben Sie sie aufgeweckt. Haben Sie nichts Besseres zu tun?«

»Hey, ich komme, um sie zu trösten. Also zieh Leine.«

»Okay, cool, macht doch, was ihr wollt.« Schimpfend zog der Pflegeschüler die Tür hinter sich zu.

Gabriele Henke tauchte aus den Kissen auf und Brömme rückte sich einen Stuhl ans Bett. Sie wirkte mitgenommen. Rot geweinte Augen. Ihr Kopfkissen war feucht und schwarz befleckt von ihrer Wimperntusche.

»Hey, Gabi. Kein guter Tag, was?«

Sie schniefte und war im Begriff zu weinen. Schnell streckte er den Arm aus und nahm ihre Hand. Er hatte kein Bedürfnis, ihre Hand zu halten, er wollte diese Nähe nicht. Aber sie brauchte das jetzt, das war ihm klar. »Ich bleib ein bisschen bei dir.«

»Warum tut jemand so etwas?« Jetzt rollten die ersten Tränen über ihre Wangen, und sie klammerte sich an seine Hand.

»Vielleicht hat sie es jetzt besser.«

»Sie hat es nicht selbst getan«, schnappte sie empört.

»Na ja ...«

»Niemals. Sie wäre zu mir gekommen.«

Das bezweifelte er. Isabell hätte sich gerade Gabriele nicht anvertraut. Denn die hätte es nicht für sich behalten können. Eine solche Entscheidung zu treffen brauchte Mut und Ruhe. Keine aufgeregten Therapeuten und Mitpatienten, die sich Sorgen machten.

»Jemand muss im Zimmer gewesen sein und ihr das angehtan haben. Und ich ... ich lag in meinem Bett und habe nichts gemerkt. Unvorstellbar.«

»Du wärst auf alle Fälle aufgewacht, oder?«

»Mit dem neuen Medikament? Ich hab geschlafen wie ein Stein. Komisch. Wovon bin ich aufgewacht? Nur davon, dass ich auf die Toilette musste?«

Gute Frage. Wenn jemand im Zimmer gewesen sein sollte, musste er ja bereits weg gewesen sein, als sie aufwachte. Wovon also?

»Vielleicht war es ein Irrtum ...« Erschrocken schlug sie die Hand vor den Mund.

»Was für ein Irrtum?« Warum sprangen Frauen immer von einem Gedanken zum nächsten? Eben rätselte sie, wovon sie aufgewacht war. Nun glaubte sie, der Mörder hatte sich in der

Zimmertür geirrt? Wie absurd. Hoffentlich wurde sie nicht auch noch hysterisch.

»Vielleicht war *ich* gemeint?« Ihre Stimme klang schrill und panisch.

Er versuchte, seine Gedanken zu ordnen. Warum sollte jemand ihr etwas antun wollen, wenn es Isabell war, die sterben wollte? Oder hatte das eine nichts mit dem anderen zu tun? Am besten er sprach gleich mit Doktor Ravens. Vielleicht konnte sie Gabriele beruhigen. Seine Migräne breitete sich unbarmherzig aus.

*

Koster schaute beeindruckt zu, wie Liebchen sich über sein zweites Schokocroissant hermachte. Er hatte eine besondere Strategie, den Teilchen zu Leibe zu rücken. Erst zog er an beiden Enden, um den Schokoladenkern freizulegen, dann lutschte er diesen genüsslich, bevor er die Reste verschlang. Dann stippte er die Krümel vom Teller. Dazu schlürfte er seinen inzwischen dritten Becher Kaffee. Die menschenleere, futuristisch anmutende und in grellen grün-gelben Farbtönen gehaltene Mensa lenkte Liebchen jedenfalls nicht von seinem Überlebenskampf ab.

Koster zerpfückte sein Croissant und schob es missmutig auf dem Teller herum. Er gierte nach einer Zigarette, aber Rauchen war hier verboten. Er war noch nie in der Psychiatrie gewesen. Die vagen Vorstellungen, die er damit verband, machten ihn eher nervös. Und Ärzte machten ihn nervös. Diese selbsternannten Götter in Weiß. Psychotherapie – das war etwas für die anderen, oder? Er hatte die Angst in den Fluren gerochen. Glaubte er jedenfalls. Rochen Hilflosigkeit und Verzweiflung so? Er hatte das Bild des jungen Mädchens, das im Gang an der Wand gelehnt hatte, vor Augen. Von Kopf

bis Fuß angespannt. Arme und Beine voller blutiger Kratzer. Unerreichbar. Seine Tochter war in diesem Alter. Was war mit diesem Mädchen passiert, dass sie sich so von der Welt abwandte?

Und es ärgerte ihn immer noch, dass die Ärztin sein Gespräch mit der Patientin Gabriele Henke unterbrochen hatte. Sie war ganz schön stur. Hoffentlich war sie gut in ihrer Arbeit. Ob sie dem Mädchen helfen konnte?

Das Glockenspiel von Big Ben verscheuchte seine Fragen. Die fettigen Finger abschleckend, klappte Liebetau sein Mobiltelefon auf.

»Jau.«

Es folgte eine recht einseitige Unterhaltung. Liebetau grunzte dann und wann etwas in die Muschel, was man mit Wohlwollen als Zustimmung interpretieren konnte. Er legte auf und wandte sich sofort den Resten seines Frühstücks zu.

»Und? Darf man erfahren, was los ist?«, fragte Koster ungeduldig.

»Jau, darf man.« Liebetau trank einen weiteren Schluck Kaffee. »Die Spurensicherung ist bald fertig. Du sollst dein Handy einschalten. Die Ärztin hat ihnen einen Albtraum hinterlassen. Tausende Fingerabdrücke. Kein Abschiedsbrief. Es fehlt das Portemonnaie.« Er pausierte. »Und – kein Tagebuch. Interessant, oder?«

»Sagte die Bett Nachbarin nicht, die Tote habe am Abend darin geschrieben? Wie weit kann ein Tagebuch kommen, wenn sie sich selbst umgebracht hat?«

»Und wenn nicht?« Liebetau räusperte sich und zog sich die Serviette durchs Gesicht.

»Das Geld fehlt. Jemand war im Zimmer. Wir müssen den Staatsanwalt informieren und eine Obduktion veranlassen.« Koster dachte kurz nach. »Ich muss mit dem Oberarzt spre-

chen. Und hoffentlich ist der Therapeut der Toten bereits eingetroffen. Der müsste doch mehr wissen.« Koster zögerte. »Und die Patienten. Mit denen müssen wir wohl auch sprechen.«

»Gruselig«, murrte Liebetrau.

»Hast du dich je gefragt, was in einer Psychotherapie passiert? Ich meine, wie es funktioniert?«

»Nö. Ich bin eher ein schlichtes Gemüt,nehm ich an.« Damit schien für Liebchen das Thema erschöpfend behandelt.

Ob Jasmin und er eine Paartherapie machen sollten? Koster wurde plötzlich klar, dass sie bald über ihre Zukunft entscheiden mussten. Um sich von diesen unbequemen Gedanken abzulenken, langte er nach seinem Mobiltelefon, schaltete es an und wählte die Nummer des diensthabenden Staatsanwalts. Valentin Menzel war ein Mann der frühen Morgenstunden. Bestimmt saß er schon an seinem Schreibtisch und verschanzte sich hinter Aktenbergen.

»Menzel«, blaffte eine tiefe Stimme.

»Torben Koster, Mordbereitschaft. Wir haben einen ungeklärten Strangulationstod in der Psychiatrie des Universitätsklinikums.« Er berichtete kurz den Sachstand. »Es gibt keinen Abschiedsbrief, und wir vermissen das Tagebuch der Toten. Die Patientin scheint Probleme mit einer Medikamentenstudie gehabt zu haben.«

»Ich werde mit dem Richter sprechen und die Obduktion anordnen. Besprechung heute Nachmittag 15.00 Uhr in meinem Büro.«

»Klar ...«, setzte Koster an, aber er sprach bereits in die tote Leitung.

*

Wieder gingen Koster und Liebetrau durch die Tür mit der Aufschrift Station 2 und dann den langen Korridor entlang. Wieder dieser Geruch. Rechts und links jeweils vier Türen, dann der große Mittelteil mit Dienstzimmer und Aufenthaltsraum, noch einmal vier Zimmer rechts und links. Das junge Mädchen von vorhin lehnte nicht mehr an der Wand. Koster wusste nicht recht, ob er erleichtert oder enttäuscht war. Hoffentlich ging es ihr gut.

Großformatige Bilder unterbrachen die weißen Wände. Er glaubte eine Serie von Landschaften in fröhlichen Wasserfarben zu erkennen. Sie waren abstrakt, die Formen nur vage angedeutet. Und es gab schwarze Gestalten in einem Meer aus Rot. Düster und verstörend. Kunsttherapie. Davon hatte er gehört. Die Türen waren glanzlos grau und wirkten abweisend. Alle geschlossen. Die Wände des Dienstzimmers waren in der oberen Hälfte aus Glas. Man konnte von außen sehen, wer anwesend war und was derjenige tat. Wie Affen im Käfig, dachte er. Die Tür stand offen und Liebchen räusperte sich lautstark, damit der Pfleger, der sich auf einem Stuhl fläzte und gelangweilt in eine Patientenakte schrieb, ihn bemerkte.

»Ah, da sind Sie ja.« Die Kiefer des jungen Mannes mahlen auf seinem Kaugummi. Er sprang auf. »Ich bin Pflegeschüler Philipp und soll Sie zu unserem Oberarzt chauffieren.« Sein Ton war Koster eine Spur zu flapsig. Aber er wollte nicht vorschnell urteilen.

»Zuerst müssen wir mit dem Arzt der Toten sprechen. Also der, der zuständig war für die Untersuchung oder Behandlung oder wie man das nennt.« Liebchen hatte spürbar Mühe, den richtigen medizinischen Jargon zu finden.

»Die Drost wird von unserem Stationspsychologen, ähm, wurde von Doktor Nika behandelt. Ich muss checken, ob er

da ist.« Er wandte sich ab und tippte eine kurze Nummer ins Telefon. Am anderen Ende wurde anscheinend sofort abgenommen, denn augenblicklich nuschte er in den Hörer: »Die Polizei steht hier am Check-in.« Nach einer kurzen Pause nickte er und legte auf. »Mir nach.« Er drängelte sich an ihnen vorbei und latschte den Flur hinunter.

Koster fing Liebchens irritierten Blick auf, zog belustigt eine Augenbraue hoch und zuckte mit den Schultern. Sie folgten dem Pflegeschüler bis ans Ende der Station. Dieses Mal hielten sie an der Tür rechts neben dem Büro der Ärztin von heute Morgen. Der Pflegeschüler donnerte gegen die Tür, drehte sich wortlos um und ging.

»Wie ist der denn drauf?«, murmelte Liebetrau.

In diesem Moment öffnete sich die Tür, und der Mann, der Koster nun gegenüberstand, sah genau so aus, wie er sich den typischen, freundlichen »Onkel Doktor« vorstellte. Stationspsychologe Paul Nika hatte graues Haar, ein rundes, rosiges Gesicht und einen gemütlichen Bauchansatz. Hinter seiner randlosen Brille strahlten gütige Augen. Koster schätzte ihn auf Ende fünfzig und konnte nicht anders, als ihn ehrlich anzulächeln. Nika erwiderte das Lächeln und bat sie mit einer einladenden Geste in sein Therapiezimmer.

Koster wunderte sich, dass auch dieses Büro eine eigene Handschrift trug. Er hatte in einem Krankenhaus mehr Bürostandard und weniger Persönliches erwartet. Wie seine Kollegin hatte auch Paul Nika seine eigenen Möbel mitgebracht. Dennoch lagen Welten zwischen den beiden Büros. Hier herrschte asiatisches Flair: Fremde Schriftzeichen an der Wand, Buddhas in allen Formen, Farben und Größen auf dem Schreibtisch und ein Tablett mit zerbrechlich aussehendem Teegeschirr auf einer Anrichte. Zwei Wände waren dunkel gestrichen. Nicht unangenehm. Er konnte sich gut vorstellen,

dass man in diesem behaglichen Raum vor der harten Realität flüchten konnte. Patient und Therapeut gleichermaßen.

»Wie Sie sicher gehört haben, ermitteln wir im Todesfall Ihrer Patientin Isabell Drost. Können Sie uns weiterhelfen?«, fragte Koster.

»Entschuldigen Sie, dass ich korrigiere: Ich war nur kurz der Therapeut von Frau Drost. Dann hat meine Kollegin Doktor Ravens die weitere Behandlung übernommen. Sie sollten mit ihr sprechen, wenn sie morgen wieder auf die Station kommt.« Nika sprach langsam und ruhig. Unwillkürlich wirkte sich das auf sein Gegenüber aus. Man konnte gar nicht anders, als sich seinem Tempo anzupassen. »Ich bin erschüttert über diesen Suizid. Es passiert leider immer wieder, dass Patienten sich in der Psychiatrie das Leben nehmen. Sie kommen ja zu uns, weil sie glauben, ihre Gefühle nicht mehr aushalten zu können. Aber bei Frau Drost habe ich nicht damit gerechnet.« Er seufzte. »Offensichtlich eine Fehleinschätzung. Ich hoffe, Tessa macht sich nicht zu viele Vorwürfe. Für einen Therapeuten ist das nicht einfach. Es ist ... es macht mich sehr traurig.«

»Sie halten es also für Selbstmord?«, hakte Koster nach. Er hatte nicht mit diesen offenen Worten gerechnet.

»Wer sollte sie umbringen wollen? Und dann in einem Krankenhaus. Wir sind hier, um unser Möglichstes zu tun, unseren Patienten zu helfen, nicht um sie zu töten.«

»Es muss ja niemand vom Personal gewesen sein.«

»Die meisten Patienten haben genug mit sich selbst zu tun. Sie verschwenden keine Gedanken an andere.« Er lächelte traurig.

Koster fragte sich, ob er wirklich so naiv war oder nur ein guter Schauspieler. Er tendierte zu Ersterem.

»Und jemand von außerhalb?«, fragte Liebchen.

»Theoretisch möglich. Allerdings wäre hier ein Fremder mitten in der Nacht aufgefallen. Und aus welchem Grund? Wir haben Frau Drost oft in der Visite erlebt, und da gab es nichts, was darauf schließen ließe, dass jemand ihr nach dem Leben trachtete. Selbst ihre Drogenkontakte waren vergleichsweise harmloser Natur.«

»Kein Dealer, dem sie Geld schuldeten? Oder ein verlassener Liebhaber?« Liebchen ließ sich nicht so leicht abschütteln.

»Nicht, soweit ich weiß. Zu ihren Angehörigen hatte sie keinen Kontakt mehr. Die leben irgendwo in Süddeutschland.«

»Wissen Sie von ihrem Tagebuch?«, fragte Koster.

»Frau Drost hat sich viele Gedanken gemacht und die aufgeschrieben. Sie war eher der melancholische Typ. Ich verstehe nicht, warum sie nicht zu Tessa gegangen ist...« Er nahm die Brille ab und fuhr sich erschöpft mit der Hand über die Augen, wie nach einem langen Arbeitstag. Dabei war es nicht einmal elf Uhr. »Wir hätten es kommen sehen müssen... Tut mir leid, ich kann Ihnen nicht helfen.«

»Wir kommen sicher noch einmal wieder.« Koster fing den Blick des Psychologen auf und sah die Trauer darin. Als er sich schon zur Tür wandte, hörte er Paul Nika sagen: »Ich werde hier sein, wenn Sie mit mir reden möchten.«

Koster war sich ganz und gar nicht sicher, ob das ausschließlich auf den Fall bezogen war oder ob er es persönlich nehmen sollte.

Im Gang legte er seinem Kollegen die Hand an den Ellbogen.

»Komm, Liebchen, wir machen später weiter. Aus der Psychiatrie läuft uns heute keiner mehr weg, und der Papierkram macht sich auch nicht von alleine. Ich muss hier raus. Mir wird schlecht von diesem Geruch. Warten wir auf die Obduktionsergebnisse.«